

## 2 Virtus redivivus und die Antwort des Menschen

Eine Rückkehr der Tugenden in die ethische Diskussion hat sich seit den 1970er Jahren langsam aber sicher vollzogen. Durch die richtungsweisenden Impulse von Anscombe und MacIntyre erwachte ein neues Interesse an dieser Moralkategorie.<sup>46</sup> Seitdem beherrscht ein nicht mehr zu ignorierendes Ungenügen die Diskussion. Zahlreiche Neuentwürfe innerhalb der Tugendethik beabsichtigen, Wege aufzuzeigen, wie klassische Paradigmen normativer Ethik sinnvoll ergänzt werden können. Die so erwünschte Gleichrangigkeit der Tugendethik mit utilitaristischen und deontologischen Ansätzen konnte aber noch nicht bewerkstelligt werden, da die Einführung des Tugendbegriffes bislang ausschließlich dazu diente, auf konzeptuelle Mängel innerhalb der klassischen Herangehensweisen hinzuweisen. Außerdem vermochte eine als selbstständige Moralkategorie vorgestellte Tugend ohne die Hinzunahme deontologischer Überlegungen nur schwer den Status eines ernst zu nehmenden Paradigmas zu erlangen. Es ist deshalb nicht weiter erstaunlich, warum eine wirklich beherzte Antwort auf den stets lauter gewordenen Ruf nach Tugenden noch immer nicht gegeben werden konnte.

Aufgrund des hohen wissenschaftlichen Anspruches des heutigen Moraldiskurses hat sich die Tugendethik also immer noch zu bewähren. Es bleibt daher eine offene Frage, ob sie das in Form einer reinen oder einer gemischten Ethik, also unter Zuhilfenahme deontologischer oder utilitaristischer Prinzipien, tun kann.<sup>47</sup> Ungeachtet dessen ist aber weiterhin eindringlich auf die jederzeit bestehende Notwendigkeit, Tugenden in die Moraldebatte aufzunehmen, einzugehen. Innerhalb der Tugendethik ist im Vergleich zum Utilitarismus bzw. Konsequentialismus nämlich nicht mehr die Handlung, sondern der Handelnde vorrangiger Gegenstand einer moralischen Bewertung. Foot, die wohl herausragendste Vertreterin moderner Tugendethik,

<sup>46</sup> Hierzu insbesondere: Andreas Luckner, *Handlungen und Haltungen. Zur Renaissance der Tugendethik*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 50 (2002) S. 779 ff.; Dagmar Borchers, *Thomas von Aquin und das tugendethische Revival in der analytischen Ethik*, in: *Kommunitarismus und Religion*, hg. v. Michael Kühnlein, Berlin 2010, S. 201 ff.

<sup>47</sup> Vgl. *Tugendethik*, hg. v. Klaus-Peter Rippe u. Peter Schaber, Stuttgart 1986, S. 16; ein Beispiel für eine reine Tugendethik, die auf utilitaristische und deontologische Elemente zu verzichten glaubt, bietet Michael Slote, *Morals from motives*, Oxford 2001.

bringt es so auf den Punkt: „Es ist nicht nur von Bedeutung, was Menschen tun, sondern auch, was sie sind.“<sup>48</sup> Überhaupt ist die alleinige Konzentration auf die Handlung eine Folge der Einführung eines formalen Gesetzesbegriffes, welcher es erst ermöglicht hat, Akte als ‚geboten‘, ‚verboten‘ oder ‚freigestellt‘ zu kennzeichnen. Es ist hier offensichtlich, dass ein solches Bewertungskriterium nicht auf bestimmte Wesensaussagen bezogen werden kann. Wir sprechen daher auch nicht von ‚verbotenen Menschen‘, sondern von verbotenen Handlungen. Doch wählen wir solche Prädikate zumeist nur, um jemandes Handeln ‚ohne Ansehung seiner Person‘ zu qualifizieren. Diese Prädikationen vernachlässigen allerdings jene ‚dicken Tugendbegriffe‘, die es im Rahmen einer ethischen Qualifikation auch zulassen, auf die Person als solche zu schauen. So sind wir öfters und mit Recht geneigt, von feigen, besonnenen, gerechten usf. Menschen zu sprechen, ohne uns damit allein auf die Handlungen dieser oder jener Menschen direkt beziehen zu wollen. Nun ist es ein ebenso unstrittiger Vorteil von Tugendethikmodellen, dass sie im Vergleich zu deontologischen Konzepten die Motivationslage des Akteurs besser zu erklären imstande sind. Praktisch jede wirklich tugendhafte Eigenschaft führt eine zu ihr gehörige Motivation mit sich. Es ist aber im motivationspsychologischen Sinne müßig zu fragen, warum der Tugendhafte sich in dieser oder jener Situation angeschickt hat, derart tugendhaft zu handeln. Eine diesbezügliche Erklärung würde wieder aus der Tugendethik hinausführen und geradewegs in eine deskriptive Moralphysikologie münden.

Gemäß der geläufigen Auffassung, dass aus Tugenden keine schlechten Handlungen resultieren können und eine Pflichtmoral für Einzelfälle unzureichend ist, wird es mit Hilfe von tugendethischen Konzepten fernerhin möglich, die richtigen Entscheidungen in allen moralisch relevanten Situationen zu fällen. Es braucht hier natürlich nicht darauf abgehoben werden, mit welchen Problemen das auch einhergehen kann. Jedoch ist es trotz dieser Bedenken nicht von der Hand zu weisen, dass eine Moralphilosophie mit einer ausgereiften Tugendlehre unnötige Begründungsprobleme vermeiden kann und zusätzliche Bestimmungsformen zum besseren Verständnis unserer moralischen Praxis zu gewinnen in der Lage ist. An der Tugendethik wird in Zukunft also niemand mehr vorbeikommen können. Die normative Kraft utilitaristischer und deontologischer Entwürfe ist sichtlich im Schwinden begriffen, das heißt die Plausibilität und Akzeptanz dieser Ansätze ist selbst moralisch fragwürdig geworden. Es ist daher nicht wirklich erkennbar, auf welche verlässlichen normativen Quellen unser Handeln noch Bezug nehmen

<sup>48</sup> Foot, *Die Natur des Guten*, a.a.O., S. 71.

kann und darf. Wir sollten daher die Tugenden endlich aus ihrer Schattenexistenz und deren Verächter aus ihrer Selbstlähmung befreien.

## 2.1 Heutige Schattenbilder der Tugend

Eine Rede von den Tugenden erscheint gegenwärtig, vor allem im deutschen Sprachraum, noch immer als antiquiert und unangebracht, obwohl in einschlägigen populärwissenschaftlichen und literarischen Veröffentlichungen immer wieder in aller Breite und Vollmundigkeit von ihnen gesprochen wird.<sup>49</sup> Wohl mag dies an einem teilweise ideologisierten Begriffsverständnis liegen, dem zufolge Tugenden vor allem im Kontext moralisierender Belehrung, disziplinaristischer Pflichterfüllung und naivisierter Vorbildverehrung Geltung haben und alleinige Beachtung finden. Dass hierzulande – anders als beispielsweise in den anglophonen Ländern – immer noch eine große Scheu vor der Alltagssprachlichen Verwendung und moralphilosophischen Inanspruchnahme des Begriffes herrscht, mag aber noch eine andere spezifische Ursache haben, die möglicherweise in einer religionsphilosophisch-theologischen Tatsache begründet liegt. Durch die seit der Reformation immer wieder bestärkte These, dass man Verdienstlichkeit im moralischen Sinne unmöglich aus eigenen Anstrengungen erwerben könne und alles letztlich von der unverdienten göttlichen Gnade abhinge, musste eine unüberbrückbare Diskrepanz zwischen Verwirklichungsmöglichkeit und Realisierungsunmöglichkeit von reiner Tugendhaftigkeit entstehen. Wenn Tugend in diesem Kontext einmal zur Sprache kommen darf, dann lediglich außerhalb realmöglicher Verdienstlichkeit. Tugenden sollen damit natürlich nicht gleich unbrauchbar gemacht werden. Aus der zweiten Reihe können sie fortan nun ihre Wirkungen entfalten, insofern sie als Instrumente zur Erreichung von als höherwertig angesehenen Zielen eingesetzt werden, also in den Dienst von moralischem Ansporn oder sittlicher Belehrung gestellt sind. Allerdings weicht die Auffassung von den Tugenden als wirklichkeitsverändernden Kräften damit einer spezifischen Hermeneutik, welche die kontextabhängige Rolle ausgewählter Tugenden in einem größeren Zusammenhang in den Blick zu nehmen gedachte. Tugenden als klassische Charakterexzellenzen werden unter diesem Blickwinkel vorrangig zum Gegenstand moralischer Exemplifikation und Distinktion. Aufgrund der statuierten Unmöglichkeit ihrer reinen Realisierung und der gleichzeitigen Depotenziierung zu idea-

<sup>49</sup> Vgl. André Comte-Sponville, *Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte*, Hamburg 1996; Ulrich Wickert, *Das Buch der Tugenden*, Hamburg 1995.

lisierten, genuin der Unterweisung dienenden Exempeln richtigen Handelns mussten Tugenden damit zum Angriffspunkt einer neuzeitlichen Moralkritik werden, deren Ausläufer noch bis in die Gegenwart hinein reichen: Trotz dieser zahlreichen Diskreditierungsversuche sind die Tugenden jedoch immer wieder, oftmals in unterschiedlicher Ausprägung, in den ethischen Diskurs zurückgekehrt, ob nun im Zusammenhang mit unvollkommenen Pflichten<sup>50</sup>, distinkten Kompetenzen im Sinne der Sekundärtugenden oder infolge einer ‚Umwertung der Werte‘ als Laster.<sup>51</sup>

Der Begriff der Tugend, welcher im Zentrum jeder phänomensensiblen Ethik stehen sollte, scheint aber nicht nur aus unserer heutigen Alltagssprache nahezu vollständig verschwunden zu sein, sondern bleibt auch innerhalb einer moralwissenschaftlichen Diktion verdächtig. Alltagssprachlich finden wir den Terminus nur noch in solchen Redewendungen wie ‚Aus der Not eine Tugend machen‘, ‚Geduld ist eine Tugend‘ und ähnlichen Sprichworten. Diese Aussagen dienen jedoch eher zur Illustration und besitzen kaum perlokutionäre Kraft. Allenfalls finden wir den Tugendbegriff noch in Form von sogenannten Sekundärqualitäten, wie Fleiß, Pünktlichkeit und Ehrlichkeit, die nicht selten als ‚bürgerliche Tugenden‘ bezeichnet werden, gewohnheitsmäßig in Gebrauch.<sup>52</sup> Wohl verbindet man in diesem Sinne Tugenden intuitiv häufig mit Eigenschaften, die zur Erfüllung von gesellschaftlichen

<sup>50</sup> Für Kant sind unvollkommene Pflichten sogenannte Tugendpflichten, deren Verbindlichkeit im Vergleich zu vollkommenen Pflichten, den Rechtspflichten, geringer ist. Dennoch sind auch Tugendpflichten kategorisch und unbedingt geboten. Man erkennt hier deutlich, dass Kant Tugenden als konstitutiv für ein glückseliges Leben erachtet, sieht allerdings auch deutlich, wie er Legalität von Moralität trennt. Diese folgenschwere Festlegung führte unter anderem auch dazu, dass die Tugendethik im Ensemble normativer Ethiken keinen theoretischen Selbststand beanspruchen konnte und durfte.

<sup>51</sup> Friedrich Nietzsche, *Nachlaß 1885-1887*, in: *KSÄ*, a.a.O., Bd. 12, S. 18: „Die Tugend ... ist das schlimmste Laster.“ Es ist nicht abzustreiten, dass ein angemessener Begriff der Tugend nur auf Basis eines eigenständigen, komplementären ‚Lasterbegriffes‘ gewonnen werden kann. Kognitivistische Positionen unterschlagen deshalb die Notwendigkeit, dass auch immer die Bekanntschaft mit dem Laster konstitutiv für sittliche Erkenntnis ist, denn Laster sind – nach Nicolás Gómez Dávila, *Notas. Unzeitgemäße Gedanken*, Berlin 2005, S. 173 – nichts anderes als „Tugenden, die ihre Ordnung verloren“ haben. Dem von MacIntyre konstatierten Verlust der Tugend entspricht daher auch ein Verlust des Lasters. ‚Richtig sündigen zu können‘ ist eine ‚Fähigkeit‘, die erst aus der Einsicht in die Wirklichkeit der Möglichkeit zu sündigen, hervorgehen kann. Diese Erkenntnis ist dennoch eine notwendige Voraussetzung dafür, moralisch überhaupt gedeihen zu können. ‚Moderne Marotten‘ sind im Hinblick auf diesen Anspruch oftmals gar nicht satisfaktionsfähig. So scheint die von Jürgen Habermas konstatierte neuzeitliche Wandlung der ‚Sünde‘ in ‚Schuld‘ eine solche achtlose Entkleidung des Lasters sogar noch befördert zu haben.

<sup>52</sup> Vgl. Paul Münch, *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit: Texte und Dokumente zur Entstehung der ‚bürgerlichen Tugenden‘*, München 1984. Für einen positiveren Umgang mit solchen und anderen Tugenden, die nicht selten als ‚deutsche Tugenden‘ bezeichnet werden, plädiert Asfa-Wossen Asserate, *Deutsche Tugenden. Von Anmut mit Weltschmerz*, München 2013.

Pflichten und allgemeinen Bedürfnissen erforderlich sind. So prägte schon Protagoras die Formel: „Gut ist, wer ein guter Bürger ist.“<sup>53</sup> Seltener bezieht man sich bei Tugenden auf überdurchschnittliche Charakterexzellenzen, die nach Auffassung der Mehrheit der Menschen sowieso nur den wenigsten Personen eignen, also nach gegenwärtigen Bewertungsmaßstäben immer unangemessen hinsichtlich ihrer sittlichen Präskriptivität erscheinen. Nichtsdestoweniger bringt ein Tugendkonzept, das sich auf Aspekte der ausnahmebezogenen Bewunderungswürdigkeit von Personen einschließlich ihrer Taten konzentriert, auch Vorteile mit sich. Wo Vertragstheorien ihren soziotechnischen Bindekitt suchen, Pflicht- und Nutzenethiken Handlungen um ihrer selbst willen für ihre eigenen Absichten funktionalisieren, da scheinen Tugenden in ihrer unabgeleiteten Bedeutung durchaus willkommen. Wie kann jedoch eine Tugendethik die ihr zugeschriebene Rolle einer ‚ethischen Hilfskategorie‘ verlassen und sich gegenüber traditionellen, stärker auf Selbstbe gründung setzenden Paradigmen bewähren?

Zeitgenössische ethische Theorien müssen Julia Annas zufolge vor allem hierarchisch und vollständig sein.<sup>54</sup> Sie sind Derivationsansätze, die besagen, dass es moralische Grundbegriffe wie zum Beispiel die Pflicht gibt, von denen möglichst nicht-moralische Sachverhalte, beispielsweise pflichtgemäße Handlungen, restlos abgeleitet werden können. Dieses Schema garantiert dem modernen Ethiker die logische Wohlgeformtheit und Vollumfänglichkeit seiner Befunde. Aktuelle Theorien zur Tugendethik funktionieren auf ähnliche Art und Weise, indem beispielsweise der Begriff der Tugend oder die in ihm enthaltene Idee einer charakterlichen Vortrefflichkeit als ethische Grundkategorie von anderen Konzepten mit höherem Erklärungswert abgelöst wird; von dort her können sodann problemlos weitere Ableitungen, beispielsweise in Gestalt intrinsisch wertvoller Handlungen, vorgenommen werden. Würde man nun auf ganzer Linie diesem modernen Rationalisierungsschema folgen, dann müsse allerdings die phänomenale Besonderheit und inhaltliche Mehrdeutigkeit des Tugendbegriffes wesentlich in Frage gestellt werden. Tugenden scheinen demzufolge etwas zu beschreiben, das zwar Derivationen zulässt, jedoch enthalten sie im Kern eine eigentümliche

<sup>53</sup> Platon, *Protagoras*, 319 a 3-7.

<sup>54</sup> Julia Annas, *Morality of happiness*, Oxford 1993, S. 8. Antike Theorien der Moral verfügen Annas zufolge noch nicht über Kriterien, die eindeutig anzeigen können, ob eine Tugendhandlung auch moralisch richtig ist. Durch den ständigen Rückbezug auf erste Begriffe wie Tugend, Natur oder Glück, vermöge deren es der antiken Ethik auch nicht möglich war, nicht-erste Begriffe zu bilden, konnten Ableitungen vermieden werden. Aus diesen unableitbaren ersten Begriffen ließen sich somit keine hierarchischen Erklärungsstrukturen bilden, die nach Annas aber notwendig sind, um theoretische Vollständigkeit zu beanspruchen. Es soll in den späteren Passagen aber deutlich werden, dass eine Ethik niemals theoretische Vollständigkeit beanspruchen kann und darf.

normative Kraft, die indes wohl nicht mehr bestünde, würde man selbige als intrinsisch wertvolle Handlungen begreifen, also die Tugenden auf diesen Status reduzieren. Jenen Tugenden muss aber diese normative Kraft notwendigerweise und sichtbar zukommen, denn sonst wären sie keine Tugenden, sondern eben nur intrinsisch wertvolle und damit ‚richtige‘ Handlungen beziehungsweise Vermögen zu diesen.

Die antike Moralphilosophie, die noch weit davon entfernt war, eine wissenschaftliche Ethik zu betreiben, sah in der Ausübung von Tugenden bereits eine notwendige Bedingung dafür, ein gelingendes Leben führen zu können. Die eudaimonía war dabei das letzte Ziel tugendhaften Strebens, sodass derjenige, der durch Einübung und Einsicht der Tugenden habhaft wurde, auch das seiner Wertanlage Gemäße erreichen konnte. Diese naturteleologische Betrachtungsweise hat über die Zeit natürlich viel Kritik erfahren. In der Verkürzung auf eine Zweck-Mittel-Relation unterstellte man ihr, dass sie sich kaum mehr von der utilitaristischen Methode unterscheide, welche ebenso ausschließlich darauf bedacht sei, nach dem zu streben, was gut für jemanden ist, ja sogar darüber hinaus noch vorgebe, damit das Wohl aller einbeziehen zu können. Diese Kritik vergaß allerdings, dass das Ziel des gelingenden Lebens keinem Zweck gleichen kann, der sich durch auf ihn gerichtete Strebungen zwangsläufig ergibt: „Das gelingende Leben verhält sich zu den Handlungen, die diesem telos dienen, nicht wie der Zweck zu den Mitteln, sondern wie das Ganze zu den Teilen.“<sup>55</sup> Die Tugenden in ihrer Summe sind dabei nicht identisch mit dem gelingenden Leben. Sie stehen zu diesem auch nicht in einem Verhältnis technischer Instrumentalität, sondern bilden mit ihm eine metonymische Relation. Am Beispiel unserer eigenen Lebensgeschichte läßt sich dies am besten veranschaulichen: Unser Leben setzt sich aus vielerlei Erlebnissen, Geschehnissen und Ereignissen zusammen, die wir als biographische Teile bestimmen können. Die Biographie eines jeden gleicht einem vielfarbigen Mosaik. Die verschiedene Farbigkeit kommt dadurch zustande, dass es viele unvergleichliche Momente in jedem Leben gegeben hat, traurige wie freudvolle, langweilige wie spannende, die sich letztlich zu einem Gesamtbild zusammenfügen lassen. Wohlgermerkt bedarf es dabei der unbedingten Anerkennung, dass ich bin und dass ich es bin, der das getan hat. Jeder Moment, ob er gut oder schlecht war, trägt zum Ganzen meines Lebens bei und macht es dadurch – unbedürftig des Erfolges oder Misserfolges – sinnvoll.<sup>56</sup>

<sup>55</sup> Robert Spaemann, *Einzelhandlungen*, in: *Grenzen*, a.a.O., S. 57.

<sup>56</sup> Ein sinnloses Ganzes gibt es nicht. Die Feststellung eines Ganzen, das seine Teile nicht determiniert, garantiert schon Sinnhaftigkeit, wenngleich hier die Frage, ob Sinnhaftigkeit demjenigen, der sie erkennt, auch Sicherheit verleiht, noch nicht beantwortet ist.

Dennoch gibt es immer wieder Befunde, wo für Personen die Zusammenhänge zwischen den Geschehnissen und Ereignissen weder untereinander noch in Bezug auf ein Ganzes erkennbar sind. Insofern ist die Besprechung der eigenen Biografie mit sich selbst und anderen ein wichtiger Bestandteil der eigenen Lebensführung. Bezogen auf unser Mosaikbeispiel nehmen in der eingeschränkten Zweck-Mittel-Betrachtung des Konsequentialismus die Mittel stets die ‚Farbe‘ des Zweckes an. Das Gesamtinteresse an einer Vermehrung des Glückes gibt nicht nur den dafür disponierten, sondern auch allen Mitteln die Farbe des Endzwecks. So werden selbst Handlungen, die um ihrer selbst willen ausgeübt werden, zu unfreien Vasallen der Erfüllung dieses Endzweckes. Der qualitative Utilitarismus Mills, der Tugenden – also ebenjene Eigenschaften, die nach Aristoteles um ihrer selbst willen erstrebt werden – umfasst, und der ideale Utilitarismus Moores, infolge dessen alle Mittel zu Wertprädikaten, die von sich aus eine Fähigkeit zur Optimierung aufweisen, umgeschrieben werden, geben uns für eine Totalisierung der Motive hervorragende Beispiele.<sup>57</sup> Schon bei Mill hat die Tugend eher evaluatives Gewicht, da sie kein ursprünglicher Teil des Glückes ist, sondern nur aufgrund der allgemeinen Wertschätzung ihr gegenüber zum umfassenden Gelingen des Lebens beitragen kann. Wenn ein Leben aber nur darauf aus ist, sich im Sinne einer Universalteleologie zu perfektibilisieren, dann entgehen seinem Inhaber möglicherweise tiefgehende schmerzhaft und unangenehme Erfahrungen, welche die Persönlichkeit, insofern ihrem moralischen Profil eine tiefere Kontur verliehen wird, im Fortgang ihrer Existenz hätten weiterbringen. In Wirklichkeit veranlasst die als Optimierungsstrategie kon-

<sup>57</sup> Vgl. John Stuart Mill, *Der Utilitarismus*, 1861, hg. v. Dieter Birnbacher, Stuttgart 2006, S. 107: „Aber bestreitet der Utilitarismus etwa, dass die Menschen nach Tugend streben, oder behauptet er etwa, dass Tugend nicht erstrebenswert sei? Im Gegenteil. Er behauptet nicht nur, dass Tugend erstrebenswert ist, sondern dass sie uneigennützig, um ihrer selbst willen erstrebt werden sollte.“; vgl. auch Philippa Foot, *Utilitarianism and the Virtues*, in: *Mind* 94 (1985) S. 206 f.; Foot geht davon aus, dass die utilitaristische Orientierung am Optimum Handlungen vernachlässigen muss, die in der moralischen Haltung der Person begründet liegen. In Fällen eines möglicherweise gebotenen Verzichts, zum Beispiel der Vermeidung einer schmerzvollen Behandlung zu Forschungszwecken, kann das konsequentialistische Maximierungskriterium nicht greifen, da in diesem Fall nicht klar ist, ob sich ein Zustand durch den Verzicht auf die Behandlung oder vermittels der Durchführung derselben verbessern wird. Das gilt ebenso für den moralischen Kontext, ebd.: „The action is one that cannot be done, because justice forbids it, and nothing that has this moral character comes within the scope of the kind of comparison of total outcomes that benevolence may sometimes require.“ Der nicht-konsequentialistische Tugendethiker sollte sich nach Foot deshalb davor hüten, seine Auffassung, wonach Gutes und Schlechtes ausschließlich von den Tugenden her zu bestimmen sei, der konsequentialistischen Idee, dass man auf eine solche Behandlung nur verzichtet, weil man sich gegen das schlechtere Gesamtergebnis entschieden habe, zu opfern: „If he does so describe it, he will be giving the words the sense they have in his opponents’ theories, and it is not surprising that he should find himself in their hands.“



zipierte Zweck-Mittel-Relation des Konsequentialismus eine Einschränkung der Entfaltungsmöglichkeiten von Individuen, die durch eine ‚gewünschte‘, präevaluative Integration von Widerstandserlebnissen und schicksalhaften Rückfällen in ihr moralisches Profil ‚doch auch etwas von sich hätten lernen können‘. Sicherlich ist es nun auch wieder möglich, diese limitierenden Aspekte von Nichterfüllbarkeit und Enttäuschung im Sinne einer Optimierungsstrategie zu interpretieren. Handlungen und Geschehnisse solcher Art führen aber nicht immer etwas herbei, sondern besitzen – wie der Teil, aus dem kein anderer Teil hervorgeht, weil beide auf ein Ganzes hingebordnet sind – Relevanz in sich selbst.

Dagegen ist das Leben, wenn es als Zweck gedacht wird, zu dessen Erfüllung bewährte Mittel benötigt werden, gewissermaßen auch kein Ganzes, sondern etwas Unerreichbares, da die Bedürfnisse, die nach der Erreichung eines ‚glücklichen Gesamtzustandes‘ scheinbar befriedigt wurden, jederzeit wieder aufleben können. Die Lebensgeschichte des notorischen Konsequentialisten mag zwar äußerlich ebenso vielfältige Ereignisse aufbieten wie diejenige eines eher bescheidenen Glücksaspiranten, sie in vielen Fällen sogar noch übertreffen, doch erscheinen diese Erlebnisse im Ganzen betrachtet eher ‚einfarbig‘. Die Lebenserzählung des Konsequentialisten erweckt daher den Eindruck der Monotonie, da sein Handeln nur einem simplen Prinzip folgt, nämlich dem des Erfolges bzw. der Optimierung. So verwundert es nicht, dass zur Zeit der Blüte solcher Auffassungen im 19. Jahrhundert die Literatur darauf angemessen reagieren musste. Die Faszination für den nur auf seinen Nutzen bedachten, streng kalkulierenden Parvenu in der höheren Gesellschaft, den Maupassants Held Georges Duroy in *Bel Ami* treffend repräsentiert, wick schnell einer diese Ambitionen konterkarierenden Darstellung, am eindrucklichsten wohl verkörpert in der Person des Frédéric Moreau, Protagonist der *Éducation Sentimentale* von Gustave Flaubert. Frédéric versucht in diesem Roman – den damaligen Konventionen entsprechend – das Leben eines Emporkömmlings zu imitieren, mit dem Ergebnis, welches Flaubert mit den Worten Frédéric's wie folgt wiedergibt: „C'est là ce que nous avons eu de meilleur!“<sup>58</sup> „Oui, peut-être bien? C'est là ce que nous avons eu de meilleur!“<sup>58</sup> In diesem ernüchternden Schlussdialog zeigt sich eindrucklich die Kehrseite eines ausschließlichen Strebens nach dem Optimum und seinen fragwürdigen Verheißungen. Dieses vergebliche Streben ist Ausdruck für eine trivial erscheinende Realität, in der das Glück zur reinen Hypothese geworden ist.

<sup>58</sup> Gustave Flaubert, *L'Éducation sentimentale*, <sup>1</sup>1845, hg. v. Stéphanie Dord-Crouslé, Paris 2001, S. 552.



In literarischen Darstellungen erkennen wir oftmals besser als in der theoretischen Diskussion, was moralische bzw. unmoralische Charaktere sind. Es ist also fraglich, ob Tugenden überhaupt zugänglich für eine wissenschaftliche Analyse sein können. Moralische Charaktere aus authentischen oder ersonnenen Geschichten können wahrhaftige Leitbilder sein, da sie als narrative Träger von Tugenden Einblicke in den Spiegel der menschlichen Existenz zulassen. Was aber ist der Grund dafür, dass der Begriff der Tugend trotz zahlreicher Ableitungsversuche weder aus den literarischen Erzählungen noch aus zahlreichen wissenschaftlichen Debatten unserer Zeit verschwunden ist? Sicherlich gibt es Merkmale von Tugenden, die einem geschichtlichen Wandel standhalten. Molières Schauspiele sind zeitlos und führen das Theater der Tugenden und Laster auch dem modernen Zuschauer noch immer eindrucksvoll und nachvollziehbar vor Augen. Trotz alledem unterliegen Tugenden auch immer einem äußerlichen Wandel. So tritt in unserer Zeit die Tapferkeit beispielsweise als Zivilcourage oder das Wohlwollen als Toleranz auf. Niemand würde hier prinzipielle Gemeinsamkeiten bestreiten, wenngleich sich durch die geschichtliche Entwicklung die Akzente merklich verschoben haben. Daher ist es unerlässlich, einige Bemerkungen zu Bedeutungsverschiebungen und skeptischen Einwänden gegenüber klassischen Tugendvorstellungen zu ergänzen. Wenn Tugenden wirklich immer Sekundärtugenden sind oder in Form des besser operationalisierbaren Wertbegriffes aufgefangen werden müssen, dann scheinen sie in erster Linie wandelbare Produkte des jeweils herrschenden, geschichtlich bedingten gesellschaftlichen Bewusstseins zu sein, welches letztlich auch ihr Erscheinungsbild bestimmt. Tugenden müssen dann zu jeder Zeit, heute wie auch in Zukunft, neu bewertet und verschiedentlich gewichtet werden.<sup>59</sup> Diese pluralistische Auffassung soll allerdings nicht auf einen Tugendrelativismus hinauslaufen. Die gegenwärtige Moralphilosophie hat daher die Aufgabe, diese Transformationsprozesse immer wieder neu sichtbar zu machen und nach dem zu suchen, was Tugenden begründet und dadurch auch zusammenhält.

<sup>59</sup> Diese Gewichtung ist entscheidend bei der Beurteilung des Stellenwertes einer Tugend. Wenn die Tugend der Toleranz, die an sich einen sekundären Status besitzt, verabsolutiert wird – wie es heute allzuoft geschieht –, dann verliert sie ihre ursprüngliche Bedeutung: Wenn ich in diesem Sinne alles toleriere, dann scheint für mich kaum mehr etwas von Bedeutung. Dann müsste ich es wohl auch tolerieren, dass Menschen ihre Überzeugungen verlieren und für nichts mehr einstehen, kurzum dass alles erlaubt sei, auch die Verachtung und Bestrafung von relativer Toleranz.

## 2.2 Der Versuch einer kurzen Genealogie

### 2.2.1 Tugenden als Leitbilder moralischer Vortrefflichkeit

Für viele scheint die Tugendethik wohl immer noch eine „erhabene Wissenschaft einfacher Seelen“<sup>60</sup> zu sein. Die distinktiere und qualifizierte Rede von Werten und Normen scheint sich deshalb durchgesetzt zu haben. Doch sind Tugenden, über deren praktischen Status man gegenüber Werten und Normen vielleicht weniger zu streiten braucht, seit jeher unveräußerliche Grundbestandteile moralischen Seins und können, wie Aristoteles ausdrücklich gezeigt hat, ebenso Gegenstände vernünftiger ethischer Reflexion sein. Schon bei Homer und den griechischen Tragödiendichtern der klassischen Zeit finden wir Tugenden in Form von Eigenschaften, die erfüllt sind, wenn ein bestimmtes Ziel getroffen wird und die nicht erfüllt werden, wenn dieses Ziel verfehlt wird. Die Griechen sprechen in diesem Zusammenhang auch von *hamartía*, einem Wort, das sowohl ‚Irrtum‘ als auch ‚Vergehen‘ oder ‚Sünde‘ bedeutet. Später werden mit den Tugenden vor allem bestimmte Tauglichkeiten für etwas verbunden. So wie ein Messer tüchtig ist, wenn es gut schneidet, so ‚taugt‘ auch der Mensch, wenn er Tugenden besitzt.<sup>61</sup> Dieses ‚für etwas‘ wird uns noch bis in die Neuzeit begleiten, da Tugenden oftmals im Sinne des persönlichen Verdienstes, eines *bonum mihi*, betrachtet wurden und noch immer in diesem Sinne gebraucht werden. Aristoteles erhebt die Tugenden aber darüber hinaus bereits zu Gegenständen des Lobes und des Tadels.<sup>62</sup> Er ist es auch, der sie als erster eindeutig von Affekten und Dispositionen abgrenzt und sie dem Bereich der Haltungen – *hexeis* – zuordnet. Im Gegensatz zu Gefühlen und Vermögen können nur Haltungen lobens- und tadelnswert, mithin von ethischer Relevanz, sein. Somit ist die Bewertung sittlichen Seins ursprünglich am Besitz oder Nichtbesitz bestimmter Tugenden, die eine dementsprechende Haltung sich entwerfen lassen, abzulesen. Aristoteles, der bekanntlich eine prototypische Tugendethik entworfen hat, vertieft damit das platonische Tugendverständnis, welches allzu stark

<sup>60</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Schriften zur Kulturkritik. Die zwei Diskurse von 1750 u. 1755*, hg. v. Kurt Wiegand, Hamburg 1955, S. 57.

<sup>61</sup> Aufschlussreiche Hintergründe zum Tugendverständnis der Griechen beleuchtet Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, 1946, Göttingen 1975, Abschnitt *Mahnung zur Tugend*, S. 151-177; vor allem weist Snell, ebd., bei Homer auf die „moralische Hemmung“ hin, die sich zum Beispiel im Schamgefühl manifestiert und welche den Impuls zur Selbstdistanzierung gibt, die ihrerseits Voraussetzung für die Ausbildung von Tugenden ist.

<sup>62</sup> Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1106 a 2.



<http://www.springer.com/978-3-658-08051-8>

Das Ethos der Ethik  
Zur Anthropologie der Tugend  
Hähnel, M.  
2015, VIII, 390 S., Hardcover  
ISBN: 978-3-658-08051-8